

EDITORIAL

Wir leben bekanntlich in einer Welt, in der die Zeit schneller zu laufen scheint als jemals zuvor, und in der auch die Vergangenheit nicht mehr ist, was sie einmal war. Selbst die Halbwertszeit von sogenannten Jahrhundertereignissen hat sich inzwischen drastisch verringert: kaum geschehen, werden sie im Bewusstsein der Öffentlichkeit durch andere verdrängt, denen die Medien gerade ihre flüchtige Aufmerksamkeit schenken, und schon glaubt man geträumt zu haben. Unter solchen Umständen scheint es wenig Sinn zu machen, nach der bleibenden Wirkung eines kirchlichen Zusammenkommens zu fragen, da doch selbst die zahlreichen politischen oder wirtschaftlichen »Gipfel«-Treffen kaum nennenswerte Spuren hinterlassen. Weshalb sollte ausgerechnet der Zweiten Europäischen Ökumenischen Versammlung, die Ende Juni in Graz stattfand, ein anderes, ein besseres Schicksal beschieden sein? Dafür spricht auf den ersten Blick wenig, und am wenigsten die Berichterstattung der Presse, die fleißig und mitunter genüsslich die Spannungen und Schwierigkeiten ausbreitete, die während der Grazer Tage in der Tat unübersehbar zum Vorschein kamen. Gerade dieser Umstand jedoch markiert den Beginn eines neuen Abschnitts in der Geschichte der europäischen Ökumene. Offenbar geht die Phase der verbindlichen Unverbindlichkeit zu Ende und weicht einer neuen Offenheit, die neben dem unleugbaren Risiko, das Erreichte zu zerstören, doch auch die Chance in sich birgt, von haltlosen Illusionen zu befreien. Nach Graz war, mit Recht, häufig von Ernüchterung die Rede, und diese Erfahrung schmerzt immer, aber sie kann durchaus heilsam sein, wenn sie den Blick klärt und den Willen stärkt. In der Tat sehen wir durch Graz klarer, wo wir stehen, in der Ökumene und in Europa. Denn Graz hat eine einfache, scheinbar banale Wahrheit sichtbar und erfahrbar gemacht, die paradoxerweise besagt: Alles ist komplexer geworden. Noch immer sind wir dabei, mühsam zu begreifen, mit welcher Gewalt das waffenbewehrte Korsett des Ost/West-Konflikts das Leben in Europa eingeschnürt hatte, und wie sehr wir inzwischen daran gewöhnt waren, seine Farbigkeit auf einen Schwarz/Weiß-Gegensatz mit einigen wenigen Grautönen reduziert zu sehen. Im Gegensatz dazu kam im Erscheinungsbild der Grazer Versammlung und im Rahmenprogramm die Vielfalt der konfessionellen Traditionen und nationalen Kulturen beeindruckend zur Geltung. Viele erlebten diese Buntheit als anregend und spannend, andere eher als verwirrende, chaotische Beliebigkeit. In der Arbeit an den verschiedenen Texten, zumal an den »Handlungsempfehlungen« erwies sich die Vielschichtigkeit und Unterschiedlichkeit der Verhältnisse als kaum zu bewältigende Schwierigkeit, weil sich nahezu jede allgemeine Aussage durch Gegenbeispiele widerlegen ließ und selbst konkrete Aussagen oft als zu ungenau und unzulässig simplifizierend abgelehnt wurden. Wer die praktischen Ergebnisse der Grazer Versammlung als enttäuschend und dürftig bewertet, sollte bedenken, dass es in vielen Fällen nur schwer möglich war, zu einer gemeinsamen Beschreibung der Situation zu gelangen, weil sie im Licht unterschiedlicher, ja gegensätzlicher

Erfahrungen wahrgenommen wird. Aber auch eine gemeinsame Sicht der Dinge zieht keineswegs zwangsläufig gemeinsame praktische Schlussfolgerungen nach sich, da die konfessionellen Traditionen unterschiedliche ethische Denkformen ausgebildet haben, die sich bei der konkreten Urteilsbildung auswirken. In dieser Lage steigt die Gefahr von Missverständnissen und somit der Verständigungsbedarf dramatisch an. In gewissem Sinne nötigt sie dazu, mit dem ökumenischen Dialog gleichsam von vorne zu beginnen und Probleme erneut durchzubuchstabieren, die längst abgearbeitet schienen, und es kann nicht wunder nehmen, dass viele diese Notwendigkeit als einen Rückschritt empfanden. Ihrem verständlichen Drängen nachzugeben, über den bisherigen Konsens hinauszugehen, hätte jedoch die Gefahr heraufbeschworen, offene oder verdeckte Spaltungen herbeizuführen. Die Grazer Versammlung hat sie weitgehend vermeiden können, trotz der beträchtlichen Meinungsdivergenzen, die in den Vorträgen und Diskussionen zutage traten. Das ist keineswegs wenig und war v.a. den liturgischen Feiern und den spirituellen Beiträgen zu verdanken, die, obgleich ihrerseits meist stark konfessionell geprägt, eine geistliche Übereinstimmung schufen, die besonders jene TeilnehmerInnen ermutigt und beflügelt hat, die zum ersten Mal eine ökumenische Begegnung erlebten. Diese geistliche Gemeinschaft kann sicher den theologischen und ethischen Konsens nicht ersetzen, doch sie stellt ohne Zweifel eine unverzichtbare Grundlage für jede inhaltliche Verständigung dar. Trotz der bedeutsamen Rolle kirchentrennender Lehrunterschiede dürfen Kirchenspaltungen niemals als eine rein intellektuelle Angelegenheit missverstanden werden. Meist handelt es sich um ein traumatisches, mit tiefen Verletzungen verbundenes Geschehen, das sich über Jahrhunderte fortzeugt. Die Ökumene braucht darum vertrauensbildende Maßnahmen, mehr noch: sie bedarf der Versöhnung. Kardinal Vlk, der Vorsitzende des CCEE, wusste das offenkundig recht genau, als er in seiner Eröffnungsrede die Hoffnung zu äußern wagte: »Die Versammlung von Graz könnte ein Wunder bewirken. Ein Wunder der Überwindung der Angst vor dem Dialog und der Angst der Begegnung.«

Erst vor diesem Hintergrund erschließt sich die Besonderheit der Grazer Versammlung: Ihr Leitthema *VERSÖHNUNG – Gottes Gabe und Quelle neuen Lebens* verbot geradezu eine bloß theoretisch-theologische, gewissermaßen akademische Diskussion mit dem Ziel, der langen Reihe ökumenischer Dokumente ein weiteres hinzuzufügen. Glaubwürdig über Versöhnung reden kann nur, wer zumindest Versöhnungsbereitschaft praktiziert. Das Grazer Thema barg infolgedessen ein doppeltes Risiko in sich: Die Kirchen konnten sich einerseits durch öffentlich vorgeführte Zerstrittenheit vor aller Welt blamieren oder andererseits eine falsche, letzten Endes verlogene Versöhnlichkeit demonstrieren, um eben diese Blamage zu vermeiden. Viele Skeptiker meinten im Vorfeld ohnehin, das Thema *Versöhnung* sei vorwiegend deshalb gewählt worden, um der kirchlichen Harmoniesucht zu frönen und der harten Auseinandersetzung mit brisanten politischen und wirtschaftlichen Themen frömmelnd auszuweichen. Der wirkliche Verlauf der Versammlung hat solche Skepsis weitgehend und zum Teil gründlich widerlegt. Wie immer ihr Ertrag zu bilanzieren sein mag, ein schönfärberisches Bild bot sie jedenfalls nicht, weder von der Ökumene, noch von Europa.

Die schwerste Belastungsprobe für die Ökumene wurde schon zu Beginn gleich zweifach in ungewohnter Schärfe angesprochen. Patriarch Alexij II. sagte gegen Ende seines Vortrags: »Wir bedauern zutiefst, dass die radikalen Veränderungen in Osteuropa die interkonfessionellen Beziehungen unter den Ländern unserer Region und innerhalb dieser Länder beeinträchtigt haben. In vielen osteuropäischen Ländern ist heute eine Verschlechterung der ökumenischen Situation festzustellen. Dies ist auf eine Tätigkeit ausländischer Missionare zurückzuführen, die massiv Proselytismus betreiben. Ihre Bemühungen konzentrieren sich auf Menschen, die entweder in der orthodoxen Kirche getauft wurden oder historisch in ihr verankert sind. Diese seit sechs Jahren andauernde Invasion hat die Situation innerhalb der Kirche stark abgespannt. Der Begriff ›Ökumene‹ ist im Bewusstsein der Mehrheit der Mitglieder unserer Kirche zu etwas Gefährlichem und völlig Unakzeptablen verwandelt.« Wäre jemand versucht gewesen, diese Hinweise nur als schlichte Tatsachenfeststellung zu verstehen, so machte Katholikos Karekin I. von Armenien unmissverständlich klar, in welche Tiefen des Selbstwertgefühls die hier zum Ausdruck gebrachte Erfahrung reicht. Auch er beschwor zunächst die Gefahr der Konvertitenmacherei, fuhr dann jedoch fort: »Was aber noch schwerwiegender ist und unserem ›Versöhnungsdienst‹ zuwiderläuft, das ist die Lawine so vieler Sekten und pseudoreligiöser Bewegungen, die in einer Art Feldzug oder Invasion die osteuropäischen Länder, einschließlich unseres Landes Armenien, überrollt. Es ist kaum zu glauben, dass Menschen in dieses Land Armenien kommen, das schon so lange ein christliches Land ist und unendlichen Kummer durchlitten hat dafür, dass es jahrhundertlang treu Christus bezeugt hat und selbst das Martyrium nicht scheute. Wie sollte man dieses Land als ›unberührtes Land‹ für die sogenannte christliche Mission betrachten können? Kann ein Land, in dem jeder Stein, jedes Buch, jedes Kunstwerk, ja die gesamte Kultur vom christlichen Glauben spricht, als ›Missionsfeld‹ im normalen Wortsinn gesehen werden? Ist dies nicht eine Beleidigung gegenüber dem Vermächtnis der Märtyrer, die vor mehr als 17 Jahrhunderten ihr Leben für Christus hingaben? Ist es nicht einfach unverschämt, Menschen in das eigene Land kommen zu sehen, die die eigene Kirche ignorieren, links liegen lassen und in Misskredit bringen und materielle Mittel und humanitäre Hilfe dazu benutzen (oder missbrauchen), um ›Menschen zu gewinnen‹ für ihre eigenen Sekten? Welches Bild des Christentums wird hier der Welt vermittelt? Ein Bild reiner Konfusion, ein neuer Gebäudetyp des Turms zu Babel, und dies im Land des Berges Ararat, wo, wie wir im Buch Genesis lesen können (Gen 8,4), die Kirche Noah Zuflucht fand.«

In vielen Beispielen wurde deutlich aufgezeigt, wie eng Ökumene mit Verwundungen christlicher Selbstachtung zusammenhängt, und welch enormes ökumenisches Gewicht dem Verständnis des christlichen Missionsauftrages zukommt. Darauf bezieht sich folgerichtig die zweite Handlungsempfehlung, die den Kirchen anrät, »ein gemeinsames Dokument zu erarbeiten, das grundlegende ökumenische Pflichten und Rechte enthält und daraus eine Reihe von ökumenischen Richtlinien, Regeln und Kriterien ableitet, die den Kirchen, ihren Verantwortlichen und allen Gliedern hilft, zwischen Proselytismus und christlichem Zeugnis ... zu unterscheiden« (1.2). Um ermessen zu können, was

diese Empfehlung bedeutet, muss kurz daran erinnert werden, dass die ökumenische Bewegung des 20. Jahrhunderts ihren ersten wirkmächtigen Impuls aus der Missionsbewegung empfangen hat und von da an durchgängig das Proselytismus-Verbot zum Kernbestand des ökumenischer Verhaltenskodexes zählte. In diesem Sinn sieht sich die Ökumene heute auf ihre Anfänge zurückgeworfen. Die unerwartete epochale Zäsur des Jahres 1989 hat ihr erneut die Frage nach dem rechten Verständnis der Mission als Schicksalsfrage auf dem Weg in das nächste Jahrtausend zugespielt. Die Grazer Versammlung hat darauf keine gemeinsame Antwort zu geben vermocht, ja sie musste sich sogar der schmerzlichen Einsicht fügen, nicht einmal eine gemeinsame Definition des Problems formulieren zu können. Doch sie war sich, immerhin, darüber einig, sie als bleibendes Vermächtnis weiterzugeben, und sie hat es geschafft, die vorhandenen Gräben nicht zu vertiefen, sondern an der Brücke des Vertrauens zu bauen. Das Wunder der Versöhnung blieb ihr versagt, aber das Wunder des Dialogs und der Begegnung hat sie bisweilen durchaus erleben dürfen. Kein Grund zur Selbstzufriedenheit mithin, Grund genug allerdings, trotzdem dankbar zu sein.